

◀◀ KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Bärbel Beutner

Im Zweifelsfall entscheide man sich für das Richtige

Das fällt in Fragen zu den Deutschen im Osten nicht leicht

3

Arkadiusz Łuba

Respekt im Geviert

In Breslau hört man sich zu und horcht, horcht auf

5

Pater Schabe

Ist das Kripplein noch so klein ...

Zeugnis der protestantischen Vergangenheit Fraustadts gestützt

7

Dieter Göllner

Alles andere als Stubenhocker

Die Verantwortlichen der Heimatstuben beraten

11

Man sieht nur, was man weiß

Kultureinrichtungen ostdeutscher Observanz richten sich danach

13

Markus Bauer

Stets von neuem: Altötting

70. Sudetendeutsche Wallfahrt in die Basilika St. Anna

15

Jörg Bernhard Bilke

Anpassung passt nicht zu ihr

Franz-Werfel-Menschenrechtspreis für Freya Klier

16

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Aus Elbing verschleppt (*Hans-Jürgen Schuch*)

17

Wagner: Habsburg (*Ingeborg Szöllösi*)

18

Brandt: Schriftsteller und die Solidarnosc

18

Georg Dehio-Kulturpreis

19

LITERATUR UND KUNST

Klaus Weigelt

„... zutiefst zu Hause in der Fremde“

Jerusalem in Gedichten des 20. und 21. Jahrhunderts

21

Johannes Rasim

Unbehauste Texte

Hunderte von Handschriften Eichendorffs geborgen

25

Hans-Gerd Warmann

Polnisch-pommersche Poetik

Seminar der Ostsee-Akademie

28

KK-NOTIZBUCH

31



Vielleicht wird Geschichte erträglicher, wenn man sie ironisch bricht. In Breslau demonstrieren ehrene Gartenzwerg, wie sie, die Geschichte, gemacht wurde, und feiern die Ausnahme des Gelingens: Germanek und Polonek reißen die Berliner Mauer ab, und selbst der Trabi im Relief scheint zu blinzeln

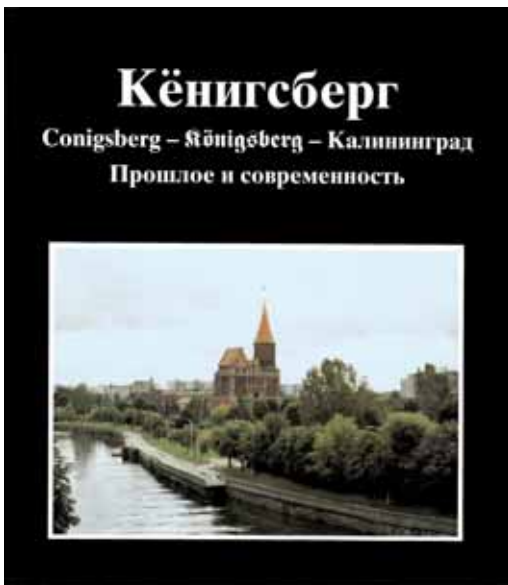
Bild: Arkadiusz Łuba

Im Zweifelsfall entscheide man sich für das Richtige

Das fiel schon Karl Kraus nicht leicht, in heutigen Fragen, auch zu den Deutschen im Osten, ist es nicht leichter, wie eine Tagung zeigt

„Deutsche im heutigen Polen und im Kaliningrader Gebiet“ lautete das Thema einer Wochenend-Tagung der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen in Göttingen. Aus dem Untertitel „Ungewisse Zukunft trotz reicher Tradition?“ war Besorgnis herauszuhören, und das bestätigte der Ehrenvorsitzende Hans-Günther Parplies gleich bei der Eröffnung. Er begrüßte eine zahlreiche Zuhörerschaft und besonders die Gäste aus Schneidemühl und Königsberg. Dann ging er auf die Unterzeichnung des Deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrages am 17. Juni 1991 ein und erinnerte daran, dass die Vertriebenen seinerzeit die allgemeine Euphorie nicht geteilt haben. Ihre damalige Skepsis sei berechtigt gewesen.

Tilman Asmus Fischer (AGMO, Berlin)



Buchgewordene Hoffnung: der OKR-Bildband in russischer Sprache von 1996. Hat sie sich erfüllt?

zeigte in seinem Vortrag „Das Ende des Kommunismus und das Schicksal der deutschen Volksgruppe jenseits von Oder und Neiße“ denn auch auf, dass manche der damals initiierten Abkommen noch nicht verwirklicht worden seien. Bis Mitte der achtziger Jahre habe man, besonders unter der Militärregierung von Jaruzelski, die Existenz einer deutschen Minderheit geleugnet. Die Deutschen sollten als Autochthone polonisiert werden. Erst bei dem Besuch von Bundeskanzler Kohl im November 1989 mit einer Versöhnungsmesse auf Gut Kreisau habe es erste Schritte zur Anerkennung der deutschen Minderheit gegeben, obwohl sich bereits deutsche Freundeskreise und Kulturvereine gebildet hatten. Denen wiederum habe man revisionistische Bestrebungen unterstellt. Die Gesetzgebung sei seit 25 Jahren gut, aber die Umsetzung sei problematisch. Deutsche Schulen oder Deutsch als Unterrichtssprache – das sind noch Ziele für die Zukunft.

„Erfahrungsberichte aus der Praxis grenzüberschreitender Zusammenarbeit“ moderierte Barbara Kämpfert (Kopernikus-Vereinigung, Minden). Edwin Kemnitz aus Schneidemühl stellte die dortige Deutsche sozial-kulturelle Gesellschaft vor. Nach Gründungsschwierigkeiten habe sich heute die Situation in Polen beruhigt, die Gesellschaft bekomme sogar etwas Geld aus Warschau. Man biete deutsche und englische Sprachkurse an und arbeite bis auf einen Buchhalter ausschließlich ehrenamtlich.

Auch Dr. Kurt Schneider, in Sibirien geboren und seit 1993 in Deutschland, konnte von „Deutschen Wochen“ in Odessa, Kiew und Lemberg berichten. Er hob die enge Zusammenarbeit der dortigen Vereine mit

Deutschland hervor, die einen regelmäßigen Jugendaustausch durchführen.

Für den interkulturellen Dialog trat Dr. Jozef Zaprucki ein. Der Germanist und Hochschuldozent aus Hirschberg pflegt besonders die ostdeutschen Dichter, und wenn auch die deutsche Minderheit in Polen aussterbe, so sei die „deutsche Seele“ in Schlesien doch zu finden – polnische Studenten schrieben Diplomarbeiten über deutsche Minderheiten. Er habe mit seinen Studenten mehrmals Haus Schlesien in Königswinter besucht.

Friedrich Zempel (Dresden) sah die Entwicklung der Vertriebenenverbände nach der Wende nicht optimistisch. Nach dem anfangs großen Zulauf seien viele Mitglieder ausgetreten, in Sachsen würden die Heimatstuben aufgelöst und das Inventar nach Polen und Tschechien gebracht. Grenzüberschreitende Maßnahmen einzelner Gruppen und Freundschaftsbeziehungen aber zeugten vom Brückenbau durch die Vertriebenen. Das wurde in der anschließenden Aussprache auch als wichtige Aufgabe herausgearbeitet.

Der zweite Teil der Tagung fand im Collegium Albertinum statt. Als Wohnheim für ostpreußische Studenten in den fünfziger Jahren gegründet, war es lange ein Veranstaltungszentrum für ostdeutsche Kultur.

Im Mittelpunkt der Vorträge stand das nördliche Ostpreußen, das heutige Kaliningrader Gebiet. Professor Dr. Jürgen Bloech (Göttingen) referierte über „Landwirtschaft in Ostpreußen – Historische und aktuelle Aspekte“. Unter schweren Bedingungen schufen dort deutsche Bauern in 700 Jahren eine Kornkammer für Deutschland und Europa. Der Referent hob die züchterischen Leistungen hervor, das zum Mythos gewordene Trakehner Pferd und das für seine hohen Milch- und Fleischerträge bekannte Rind. Die Vertreibung der Deutschen und der jahrelange Missbrauch des Landes als militärisches Übungsgebiet veränderten die Strukturen

völlig. Der Vortrag vertiefte die Feststellung von Dr. Barbara Löffke, der ostpreußischen Landesvorsitzenden von Niedersachsen, die in ihrem Grußwort betont hatte, dass die ostpreußischen Landwirte im Westen am wenigsten „integriert“ werden konnten, da sie ihren ökonomischen und sozialen Status nicht wiedererlangen konnten.

Aus Königsberg war Pfarrer Wladimir Michelis angereist, der „Zur Lage der evangelisch-lutherischen Kirche im Gebiet Königsberg/Kaliningrad“ sprach. Erst mit der Perestroika habe es wieder religiöses Leben im Gebiet gegeben, Ende 1990 die ersten lutherischen Gottesdienste. Die Gemeinden, von den Deutschen aus Russland gebildet, dezimierten sich im Laufe der Jahre, da die Mitglieder nach Deutschland auswanderten, so Michelis. Heute gebe es noch 29 Gemeinden mit insgesamt 800 Mitgliedern. Das Verhältnis zur russisch-orthodoxen Kirche stellte der



Verhärrt in aller Schönheit: das liebenswerte Antlitz Königsbergs

Bild aus dem OKR-Band



Gediegenstes Barock im deutsch-polnischen Dienste der schlesischen Tradition: Verleihung des Kulturpreises Schlesien des Landes Niedersachsen in der Aula Leopoldina in Breslau – und auch wieder die Frage nach der Schnitt- oder Nahtstelle zwischen Kultur und Kulisse

Bild: Schlesien heute

Referent als schwierig dar, da diese den Anspruch erhebe, die einzig wahre Kirche zu sein, und nur bei caritativen Aufgaben zur Zusammenarbeit bereit sei.

Den Abschluss der Tagung bildete der fundierte Vortrag „Vom Ordensstaat zum Herzogtum – Preußen als erstes protestantisches Fürstentum“ von Professor Dr. Udo Arnold (Bonn). Die Zuhörer erhielten

einen umfassenden Einblick in die politischen Verhältnisse des frühen 16. Jahrhunderts und einen Eindruck von der für die damalige Zeit mehr als ungewöhnlichen Entscheidung des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg, aus dem Orden auszutreten und 1525 ein evangelischer Herzog in einem evangelischen Land zu werden.

Bärbel Beutner (KK)

Respekt im Geviert

In Breslau hört man sich zu – und horcht, horcht auf

Breslau, heute Wrocław, ist von komplettem Bevölkerungsaustausch gekennzeichnet. Einst eine böhmische und später eine habsburgische Stadt, ein Ort, den Hitler Ende August 1944 zur Festung erklärt hat, und der nach dem Kriegsende polnisch geworden ist. Viele Kulturen haben hier ihre Spuren hinterlassen. Heute wird Wrocław von der Stadtverwaltung gerne als „Stadt der Begegnung“, eine – auch für Flüchtlinge – offene Stadt, bezeichnet.

In diesen Tagen, in denen die Welt von Hass erfüllt zu beben scheint, treffe ich in dem Breslauer Viertel der vier Konfessionen, auch Viertel des gegenseitigen Respekts genannt, auf Passanten im Hof der jüdi-

schen Gemeinde, dem zentralen Platz des Viertels. „Ich nehme an jeder Veranstaltung in dem Viertel teil. Ich interessiere mich für meine Nachbarn, so werden sie weniger fremd für mich“, sagt die junge Studentin Anna. „Die heutigen Weltprobleme gründen auf der Angst vor dem Fremden“, fügt sie hinzu.

In dem Kultrestaurant „Mleczarnia“ ruht sich ein älteres Ehepaar bei einer Tasse Kaffee aus. „Breslau war schon immer multikulturell. Man sollte also den gegenseitigen Respekt erhalten. Ich bin stolz, zu diesem Frieden beizutragen“, sagt der Mann. Seine Frau ergänzt: „Alle vier Konfessionen hier wollten dies. Es ist einzigartig in ganz



Besser gemeint als gemacht: der Globus als reizendes Röckchen. Und doch ein naiv buntes Unterpfand der Hoffnung, dass das Denken neue Wege nehmen kann, in vier oder mehr, ja in alle Richtungen

Bild: der Autor

Europa. Und ein positives Beispiel für alle.“

Das Viertel der vier Konfessionen umfasst etwa zehn Hektar im Westen der Altstadt. In einer Entfernung von 300 Metern Luftlinie voneinander stehen Gotteshäuser der römisch-katholischen, russisch-orthodoxen, evangelisch-lutherischen und jüdischen Gemeinden. Lange bevor hier 2005 eine gleichnamige Stiftung entstand, initiierten Vertreter der Gemeinden zusammen zahlreiche Projekte. Heute sind es über 500 Veranstaltungen jedes Jahr – zum Beispiel Lesungen, Konzerte oder Ausstellungen. Ihr Ziel hat sich nicht geändert: Sie setzen auf interreligiösen und interkulturellen Austausch und Nächstenliebe. Stanisław Rybarczyk, Vorstand der Stiftung des gegenseitigen Respekts, erinnert sich: „Wir wollten nach Gemeinsamkeiten suchen. Eines unserer wichtigsten Projekte war und ist das Treffen von Kindern verschiedener Religionen. Die Kinder lernen sich dabei kennen. Sie werden sich ihres gemeinsamen Ursprungs bewusst. Sie treffen sich im Namen des einen Gottes und teilen das Gute und den Frieden miteinander.“

Um 1900 profitierte der Handelsplatz Breslau von der Lage an der Oder, wo sich einst die altertümliche Bernsteinstraße und die Via Regia des Heiligen Römischen Reiches

kreuzten. Hier kamen Kaufleute verschiedener Kulturen und Religionen durch, die von Stettin bis nach Rom und von Santiago de Compostela bis nach Kiew reisten. Bis zu der dritten Teilung im Jahr 1795 war die Union Polen–Litauen ein Vielvölkerstaat mit unterschiedlichsten Glaubensbekenntnissen. Die hier herrschende Religionsfreiheit war in ganz Europa bekannt und sogar politisch geschützt. So auch in Vratislavia, wie die Stadt auf Lateinisch hieß. Bis 1939 lebte die konfessionell vielfältige Gesellschaft hier in Frieden. Nach dem Zweiten Weltkrieg lag alles in Schutt und Asche.

Aus Breslau wurde Wrocław – weltweit die einzige Stadt, die durch Flüchtlinge, Vertriebene, Kriegsheimkehrer, Repatriierte aus Ostgalizien und den ehemaligen östlichen Grenzgebieten Polens einen vollständigen Bevölkerungsaustausch erlebt hat. So ist jeder hier ein Migrationskind.

Und noch immer sucht die Stadt sich selbst, meint Bente Kahan. Die norwegische Jüdin ist Künstlerin und hat eine Stiftung gegründet, die sich für den gegenseitigen Respekt und das kulturelle Erbe der Stadt einsetzt: „Dadurch haben wir alle hier etwas repariert. Durch all die Veranstaltungen bringen wir uns die Geschichte etwas näher. Es ist wichtig, besonders wenn man in

einer Stadt lebt, deren Vergangenheit einen traurig macht.“ Ihr sei es wichtig, dass man in historischer Wahrheit lebe, besonders heute, da Europa wieder in Richtung Nationalismus geht.

Für eine bürgerliche Gesellschaft ist die Zusammenarbeit unverzichtbar, meint der evangelische Pastor Marcin Orawski. Er ist offen für alle: „Wenn wir etwas Gemeinsames aufbauen wollen, müssen wir lernen, in den Unterschieden eine Bereicherung zu sehen. Wir treten auch mit den Breslauer Muslimen in Dialog. Manchmal streiten wir, aber das sind konstruktive Begegnungen. Heterogene Gesellschaften waren immer die tolerantesten. Auch die evangelische Kirche ist per se schon vielfältig.“ Aleksander Gleichgewicht, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde in Breslau, ergänzt: „Ich bin mit dem Imam befreundet. Nichts behindert unseren Dialog. Wir veranstalten koschere Kochkurse, singen und beten gemeinsam und organisieren Sozialhilfe. Wir engagieren uns auch für Nichtjuden.“

Mit dem Viertel der vier Religionen ist Breslau das europäische Gegenmodell zu der national-konservativen Regierung in

Warschau. Es ist aber leider auch ein Ort, an dem rechtsextreme Töne erklingen können. Während einer Demo gegen Flüchtlinge im vergangenen November wurden vor dem Rathaus eine EU-Fahne und eine Puppe vorgeblich jüdischen Aussehens verbrannt. Solche Akte erfahren jedoch keine öffentliche Zustimmung, unterstrich danach Stadtpräsident Rafał Dutkiewicz: „Ich hoffe, die Staatsanwaltschaft greift durch. Solche Schandtaten haben in der freien Stadt Wrocław nichts zu suchen!“ Manuela Plizga-Jonarska, Koordinatorin für den interkulturellen Dialog der Stadt Wrocław, ergänzt: „Fremdenfeindlichkeit und Rassismus sind in Polen strafbar. Wir wirken ihnen entgegen. Wir schulen alle, die für Bildung und Sicherheit verantwortlich sind. Wir wollen alle für den Dialog und den gegenseitigen Respekt sensibilisieren.“

„Wir werden uns selbst nicht erkennen, wenn wir voneinander entfremdet bleiben, in den Mauern unserer Ängste eingesperrt“, schrieb einmal der katholische Philosoph Józef Tischner. Breslau versucht das Gegenteil zu leben.

Arkadiusz Łuba (KK)

Ist das Kripplein noch so klein ...

... es muss konsolidiert sein: Zeugnis der protestantischen Vergangenheit Fraustadts von Deutsch-Polnischer Stiftung gestützt

Fraustadt ist eine geschichtsträchtige, 14 000 Einwohner zählende Stadt am östlichen Rand der Woiwodschaft Lebus und unweit der Woiwodschaften Niederschlesien und Großpolen. Die sächsischen Kurfürsten August des Starke und dessen Sohn hatten hier in ihrer Zeit als Könige von Polen eine Ausweichresidenz, die sie entsprechend ausbauten, wodurch Fraustadt in der Barockzeit bekannt wurde, was in unseren Tagen noch an Spuren nachzuvollziehen ist.

Die Baudenkmale, die bis heute vor allem den historischen Kern der Stadt prägen, sind die katholische Stadtpfarrkirche, der Gebäudekomplex des ehemaligen Franziskanerklosters, die erhaltenen Teile der Stadtmauer aus dem 15./16. Jahrhundert, das neugotische Rathaus, das jenem in Zittau ähnlich sieht, und die ehemalige evangelische Kirche Kripplein Christi sowie der Altstädtische Friedhof. Die Kirche Kripplein Christi, die in der Spätrenaissance ihr jetziges Aussehen erlangte, steht seit vielen

Jahren leer. Es ist das Verdienst von Marta Małkus, der Direktorin des städtischen Museums, das für das historische Erscheinungsbild der Altstadt unverzichtbare Sakralbauwerk und die damit verbundene protestantische Vergangenheit Fraustadts wie auch deren Altstädtischen Friedhof immer wieder durch Tagungen und Vorträge ins Bewusstsein der Stadtväter und Einwohner zurückzuholen.

Nur zu gerne sähe die Direktorin Kripplein Christi schon bald als Museum für die Geschichte des Protestantismus in Polen. Entwickelte sich doch Fraustadt schon im 16. Jahrhundert zu einem bedeutenden Zentrum des Protestantismus. Die wichtigsten Vertreter des Luthertums waren hier die Pastoren Valerius Herberger (1562–1627) und Samuel Friedrich Lauterbach (1662–1728) und der Schriftsteller und Schulleiter Christian Gryphius (1649–1706). Im Folgenden werden Passagen aus einem

Vortrag von Marta Małkus mit ihrer freundlicher Genehmigung wiedergegeben: „Die Grenznähe, die vielen Beziehungen zu den deutschen Staaten und die schlesischen Wurzeln der Einwohner von Fraustadt waren die Hauptursache für die schnelle Verbreitung des neuen Glaubens im Grenzland zwischen Schlesien und Großpolen. Trotz Gegenreformation blieb Polen und damit das königliche Fraustadt tolerant und nahm protestantische Glaubensflüchtlinge und Einwanderer aus Holland auf. Nach Nutzung der Stadtpfarrkirche von 1555 bis 1604 wurde die neue evangelische Kirche Kripplein Christi bezogen.

Nach einer Sage waren den Lutheranern durch Jesuitenintrigen Bedingungen für die Errichtung einer evangelischen Kirche auferlegt worden, wonach diese u. a. schnell errichtet werden musste. Die Bauzeit sollte drei Monate nicht überschreiten dürfen, die Kirche sollte weder inmitten



Kein architektonischer Wurf, vielmehr eine heimisch-anheimelnde Herberge, kein ausladender, vielmehr ein einladender Bau: Kripplein Christi

Bilder: Deutsch-Polnische Stiftung Kulturpflege und Denkmalschutz

noch außerhalb der Stadt entstehen und einen Glockenturm mit weder rundem noch quadratischem Grundriss erhalten. Die Kirche Kripplein Christi erfüllte alle diese Bedingungen. Das Gebäude wurde aus zwei eigens erworbenen Bürgerhäusern unter Einbeziehung der Befestigungsanlage zwischen zwei Stadtmauern neben dem Polnischen Tor erschaffen. Die Bauzeit hat zwölf Wochen nicht überschritten, und als Glockenturm hatte man die ehemalige Bastei umgestaltet. Der örtliche Adel hatte das Holz geliefert und dessen Transport gewährleistet.

Der außergewöhnliche Name der Kirche ‚Kripplein Christi‘ verband die Tradition mit ihrem Entstehungszeitpunkt und mit dem Tag des ersten Gottesdienstes, der dort am 25. Dezember 1604 gefeiert wurde. Während seiner Predigt benannte Pfarrer Valerius Herberger das Gotteshaus. Die unvorteilhafte politische Lage, in der sich die Lutheraner befanden, war dem Pfarrer bewusst. Er vermied daher den Begriff ‚Kirche‘, um die Katholiken, denen am Vortag die Stadtpfarrkirche zurückgegeben worden war, nicht zu verärgern. So gab er dem Bau den Namen ‚Kripplein Christi‘. Fortan wurden die lutheranischen Bethäuser in Großpolen nach der Fraustädter Kirche ‚Kryple‘ genannt. Die Namensgebung hatte für Herberger eine tiefe Bedeutung. Er wollte, dass die Gläubigen beim Betreten des Gotteshauses durch dessen Namen Kripplein Christi an den Ort gemahnt werden, an dem Gottes Sohn geboren wurde. Im Innenraum waren an für die Gläubigen sichtbaren Stellen Zitate angebracht, die sich auf die symbolische Bedeutung des Kirchennamens bezogen.

In der Fraustädter evangelischen Kirche herrschte schon während der Bauzeit eine gemütliche intime Atmosphäre. Die Fraustädter Lutheraner sollen den Bau schon genutzt haben, bevor dieser fertiggestellt und eingerichtet war. Es heißt, die Gläubigen hätten damals von zuhause

Teppiche und Leuchter mitgebracht, um in einer solchen eher häuslichen Atmosphäre die ersten Gottesdienste zu feiern. Die Lage von Fraustadt in der Nähe von Schlesien war die Ursache dafür, dass Kripplein Christi in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Ort war, an den auch die Gläubigen aus den nahegelegenen Orten jenseits der Grenze kamen, die Trost und einen sicheren Gebetsort suchten. Der Bau fasste mit seinen drei Emporen mehrere tausend Personen.“

Die Kirche Kripplein Christi fiel 1644 und 1685 Bränden zum Opfer und wurde jeweils unmittelbar danach wieder aufgebaut, zuletzt noch größer als zuvor. Neben den charakteristischen Ausstattungsmerkmalen der protestantischen Kirche (die Ordnung des Altars, der Kanzel, des Taufbeckens, die Platzierung der Chorgestühle und Emporen), die die Identität der Fraustädter Lutheraner stärkten, wurden im Raum der Kirche die Andenken an die verstorbenen Gemeindemitglieder aufbewahrt. Obwohl viele Gläubige dem Beispiel des Valerius Herberger folgten, der sich auf dem Friedhof außerhalb der Kirchenmauer neben seinen „Schäfchen“ bestatten ließ, fanden die Trauergottesdienste in der Kirche statt. Die Arbeiten der Innenraumausstattung, u. a. von den Malern Peter Löffter aus Glogau und Jeremias Höltzei aus dem Ort Smigle, wurden 1782 beendet. Im Innenraum befanden sich zahlreiche Pfarrerporträts, die von ihrer mehrere hundert Jahre alten Geschichte zeugten. Bedeutsam war auch der Literaturbestand im angrenzenden Bibliotheksbau.

1945 wurde das Ende der sakralen Nutzung der Kirche Kripplein Christi besiegelt. Mit dem Kriegsende wurden die Lutheraner aus Fraustadt vertrieben, und Kripplein Christi diente fortan bis in die 1970er Jahre der Fraustädter Handwerksgenossenschaft als Lager. Die Einrichtung von Kripplein Christi wurde nach 1945 verstreut. Glücklicherweise konnte ein Teil der



„Die Stahlstützkonstruktion ist sicherlich keine denkmalpflegerische Glanzleistung, jedoch konstruktiv wirksam.“ Dichtete doch schon der Reformator höchstselbst von fester Burg und Wehr und Waffen

Ausstattungs-elemente ausfindig gemacht und ausgewählte Teile des Altars und der Kanzel nach sechzig Jahren zurückgeführt werden. 2004 wurde das Grundstück mit dem Gebäude der ehemaligen Kirche mit Glockenturm und Anbau (ehemalige Bibliothek) von der Woiwodschaft entgeltlos an die Stadt Fraustadt übergeben.

Bereits 2012 war die Leiterin des Landesmuseums Fraustadt wegen des schlechten baulichen Zustands der Kirche Kripplein Christi mit der Bitte um finanzielle Unterstützung einer notwendigen Dachinstandsetzung auf die Deutsch-Polnische Stiftung Kulturpflege und Denkmalschutz zugekommen. Im Herbst 2015 eröffnete sich für die Stiftung die Möglichkeit, bei der Beauftragten der deutschen Bundesregierung für Kultur und Medien freigewordene Fördermittel für die Kirche Kripplein Christi zu generieren. Damit konnte wenigstens die Ertüchtigung des statisch labilen Schifdachstuhl – dieser drückte mit seiner Last zu sehr auf die Außenmauern – durch Einbau eines Stahl-Hilfsverbands vorgenommen werden.

Die Arbeiten sind Ende 2015 bis Januar 2016 erfolgt. Die eingebrachte Stahlstützkonstruktion ist sicherlich keine denkmalpflegerische Glanzleistung, jedoch

konstruktiv wirksam. Andererseits ist die Hilfsstützkonstruktion im Dach so erfolgt, dass auf den Einbau zusätzlicher Stahlelemente im Schifinnenraum verzichtet werden konnte. Ausgeführt wurden die Arbeiten ausschließlich von einheimischen Firmen, was der Deutsch-Polnischen Stiftung als Maßnahmenträger wichtig war, will sie doch mit ihren Projekten das polnische Bauhandwerk in der Denkmalpflege stärken. Jetzt sind schnellstmöglich in einem nächsten Bauabschnitt Holzdesinfektions- und Holzschutz-, Zimmermanns-, Dachdecker- und Klempnerarbeiten auszuführen.

Nicht nur der engagierten Direktorin des Museums Fraustadt ist zu wünschen, dass die wesentlich von deutscher Seite geförderte statische Dachstuhl-sicherung als Initialzündung für eine umfassende Sanierung der ehemaligen evangelischen Kirche Kripplein Christi und deren Revitalisierung verstanden wird. Sie ist ein hervorragendes Beispiel eines Bethauses, das an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert entstand, als sich die politische Situation der polnischen Lutheraner veränderte. Das Baudenkmal, ist wie kein anderer Ort geeignet, ein Reformationsmuseum in Polen zu beherbergen.

Peter Schabe (KK)

Alles andere als Stubenhocker

Die Verantwortlichen von Heimatstuben setzen sich im Haus Schlesien zur Beratung zusammen

„Deutsche Kultur und Geschichte im östlichen Europa gehören zum Selbstverständnis unseres Landes und sind zugleich ein Spiegel der Vielfalt und Dynamik Europas. Sie sind wichtig für ein friedliches Miteinander, für das Zusammenleben im Herzen Europas, umso mehr für die junge Generation und für die kommenden Generationen“, betonte Monika Grütters, Staatsministerin für Kultur und Medien, in ihrer Rede bei der Bundesdelegiertentagung der Ost- und Mitteldeutschen Vereinigung im November 2015. Die Heimatstuben – in denen seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges Erinnerungsgegenstände unterschiedlicher Art sowie historisch, künstlerisch und volkskundlich wertvolle Objekte, Bücher und Archivalien gesammelt und aufbewahrt werden – gelten als Schaufenster der ehemals von Deutschen bewohnten Regionen Mittel-, Ostmittel- und Osteuropas, sie sind Zeugnisse deutscher Nachkriegsgeschichte.

Einige der im Laufe der Jahrzehnte entstandenen und mit viel ehrenamtlichem Engagement betreuten Häuser sind heute in ihrer Existenz bedroht. Um dem entgegenzuwirken, fördert die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien ein Informations- und Beratungsprojekt, dessen erster Teil im Juni stattgefunden hat. Die zweitägige Veranstaltung wurde von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bonn, gemeinsam mit Haus Schlesien, Königswinter-Heisterbacherrott, abgehalten (siehe auch Seite 20).

Hauptziel des Vorhabens ist, die Sammlungen nach Möglichkeit innerhalb der Kommunen, in denen sie in der Nachkriegszeit entstanden sind, zu erhalten oder den ehrenamtlich dafür Tätigen Wege



Dr. Ernst Gierlich, der Motor nicht nur dieses Projektes der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen

Bilder: der Autor

zu weisen, ihre Bestände im Rahmen anderer Institutionen zu sichern und weiter fruchtbar zu machen. Zu klären ist auch die Frage, was geschieht, wenn die Sammlung als eigenständige Einrichtung nicht mehr aufrechtzuerhalten ist. All dies soll durch Beratung vor Ort, Hilfe in Notfallsituationen, Unterstützung bei Inventarisierung, Archivierung, zeitgemäßer Präsentation und Öffentlichkeitsarbeit erfolgen. Diese Themen wurden im Rahmen der Tagung im Haus Schlesien angerissen und werden bei der nächsten Begegnung vertieft.

Durch ein Projekt des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Oldenburg, in Kooperation mit dem Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel wurden die kleinen musealen Einrichtungen und das in ihnen gesammelte Kulturgut als Ganzes erfasst und dokumentiert. Informationen über das bundesweite Projekt von 2008 bis

2012 und über die im Internet zugängliche Datenbank (www.bkge.de/heimatsammlungen) bot Ulrike Taenzer aus Vreden im Haus Schlesien. Laut Erkenntnissen des Projektes umfasst das Kulturerbe der Heimatstuben zu 50 Prozent Fotografien und Postkarten, über 37 Prozent Buchbestände, 10 Prozent Archivmaterial sowie einen geringen Anteil von über 4 Prozent Musealien wie Karten, Keramik, Textilien, Münzen und Modellbauten. Die Referentin verwies darauf, dass es in rund 60 Jahren 590 Sammlungen gegeben hat, 2012 waren davon noch 417 aktiv.

Dr. Ernst Gierlich, Geschäftsführer der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, betonte: „Es gilt, Geschichte und Kultur der alten Heimat zu erforschen, traditionelles Brauchtum zu dokumentieren oder auch zu pflegen, all dies an die übrigen Bewohner der neuen Heimat und nicht zuletzt an die jungen Generationen zu vermitteln.“ Nicola Remig, Leiterin des Dokumentations- und Informationszentrums Haus Schlesien, erinnerte daran, dass es bereits von 2010 bis 2012 in Königswinter ein ähnliches Projekt zur Zukunftsausrichtung der Heimatstuben gegeben hat, das sich allerdings auf schlesische Sammlungen konzentrierte. Beim aktuellen Vorhaben geht es um Information



Ausgemottet: In dieser siebenbürgisch-sächsischen Heimatstube kommen die Trachten nicht mehr zum Tragen, aber zum Leuchten

und Unterstützung für die Betreuer aller ostdeutschen Sammlungen, unabhängig von deren Bezugsregion.

Dr. Idis B. Hartmann aus Oldenburg berichtete über den Stellenwert der Heimatsammlungen im Rahmen der deutschen Erinnerungskultur und hob als Beispiel das Museum Ostdeutsche Kulturgeschichte in Bad Zwischenahn hervor. Josef Bögner aus Bad Oeynhausen stellte die Heimatstube Frankenstein/Schlesien in Rheda-Wiedenbrück vor. Dr. Hans-Jakob Tebarth, Direktor der Martin-Opitz-Bibliothek in Herne, referierte zum Thema „Digitalisierung von Bibliotheks- und Archivbeständen ostdeutscher Heimatsammlungen als zukunftsweisende Maßnahme“.

Die Diplom-Geographin Silke Findeisen vom Haus Schlesien Königswinter und Margarete Polok von der Düsseldorfer Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus vermittelten Wissenswertes zum sachgerechten Umgang mit den Erinnerungsstücken, Kunstwerken, Alltagsgegenständen und Zeugnissen des Kunsthandwerks. Die Bonner Rechtsanwälte Fritz Marx und Klaus Gladischefski erörterten schließlich rechtliche Aspekte rund um die Heimatstuben.

Laut Hans-Günther Parplies, dem Ehrenvorsitzenden der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, sind Begegnungen dieser Art nicht nur wegen ihrem beratenden und informativen Charakter wichtig, sondern auch deshalb, weil sie den Heimatstube-Betreuern deutlich machen, dass sie nicht als Einzelkämpfer agieren. Sie befinden sich in einer Gemeinschaft von Gleichgesinnten, die sich um die Belange der Sammlungen mit ostdeutschem Kulturerbe einsetzen.

Die nächste Informations- und Beratungsveranstaltung der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen findet am 9. und 10. November 2016 wieder im Haus Schlesien statt.

Dieter Göllner (KK)

Man sieht nur, was man weiß

Das wissen die Kultureinrichtungen ostdeutscher Observanz und zeigen, was alles zu wissen wäre

Haus Schlesien Königswinter-Heisterbacherrott

Im Haus Schlesien ist die Ausstellung „Breslau persönlich – Biografische Blicke auf die Europäische Kulturhauptstadt 2016“ noch bis zum 11. September zu sehen. An diesem Tag findet die Finissage mit einem musikalischen Streifzug durch das Schaffen des Komponisten Edmund Nick (1891–1974) statt. Petra Kalkutschke und Kornelia Reinke präsentieren Lieder von Edmund Nick, der mit Fritz Ernst Bettauer, dem künstlerischen Leiter der Schlesi-

schen Funkstunde, zusammengearbeitet hat. Das Radiospiel „Leben in dieser Zeit“ (1929) war übrigens die erste gemeinsame Kreation von Kästner und Nick. Im Konzert werden u. a. Vertonungen der Texte von Erich Kästner zu Gehör gebracht.

Die neue Sonderausstellung „Zu Hause und doch fremd“ wird am 25. September im Haus Schlesien eröffnet. Die Präsentation thematisiert die Auseinandersetzung der Vertriebenen mit der Vergangenheit und den Erinnerungen an Flucht und Vertreibung. Neben der Sicht der vertriebenen Deutschen wird auch die Situation der in Schlesien angesiedelten Polen betrachtet. Ergänzend wird aus dem Blickwinkel der aufnehmenden Bevölkerung in Westdeutschland berichtet.

Die zweisprachige deutsch-polnische Ausstellung ist ein gemeinsam mit dem Muzeum Powiatowe w Nysie, dem Muzeum Ceramiki w Bolesławcu, dem Muzeum Ziemi Lubuskiej w Zielonej Górze und dem Muzeum Regionalne w Srodzie Slaskiej erarbeitetes Projekt und verfolgt mit diesem binationalen Ansatz die Absicht, in Deutschland bzw. Polen die Sichtweise der jeweils anderen Nation zu verdeutlichen.

Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen Bonn

Am 20. und 21. Oktober 2016 findet die traditionelle staats- und völkerrechtliche Fachtagung der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bonn, in Verbindung mit der Studiengruppe für Politik und Völkerrecht statt. Unter dem Motto „Der Erste Weltkrieg und seine Folgen für das Zusammenleben der Völker in Mittel- und Ostmitteleuropa“ wird im Haus Schlesien von Königswinter-



Funk noch ohne Fernsehen, aber schon zum Lesen in einem „offiziellen Organ“

Bilder: die Museen



Einem Kartoffelacker wohnt kein Zauber inne. Oder doch? Erntedank geht einher mit herber Schönheit, linkisch, doch nicht minder glaubwürdig dargestellt auf diesem Ölgemälde im Oberschlesischen Landesmuseum

Heisterbacherrott über das historische Ereignis referiert.

Anlass für die Veranstaltung ist die Tatsache, dass sich 2018 das Ende des Ersten Weltkriegs zum hundertsten Mal jährt. Dieser Krieg hat die Geschichte Europas und der Welt und insbesondere das Zusammenleben der Völker in Mittel- und Ostmitteleuropa im 20. Jahrhundert in entscheidendem Maße geprägt.

In den Jahren 2016, 2017 und 2018 widmen sich insgesamt drei internationale und interdisziplinäre Tagungen dem Thema. Referenten sind Wissenschaftler aus Deutschland, Litauen, Polen, Tschechien, Slowenien, Ungarn, Rumänien, der Türkei, Armenien sowie aus Taiwan und Chile.

Pommersches Landesmuseum Greifswald

„Kopenhagener Malerschule“ ist der Titel der neuen Ausstellung im Pommerschen Landesmuseum, die bis zum 27. November geöffnet ist. In der Kabinettschau sind Bilder und Studien aus der Nationalgalerie

und der Sammlung Christoph Müller ausgestellt.

Oberschlesisches Landesmuseum Ratingen-Hösel

Die beiden Sonderschauen zu den Beuthener Persönlichkeiten Eva von Tiele-Winckler (1866–1930) und Heinrich Schulz-Beuthen (1838–1915) sind bis zum 6. November verlängert worden.

Die Ausstellung „Mutter Eva – Den Armen und Leidenden zur Hilfe“ stellt das Leben und Wirken der Tochter einer reichen Industriellenfamilie vor.

In der Ausstellung „Leben – Lebenswerk – Inspiration“ wird über das umfangreiche Schaffen des Komponisten Heinrich Schulz-Beuthen informiert, das über 130 Werke umfasst.

Wer die große Sonderschau des Oberschlesischen Landesmuseums Ratingen „Für Leib und Seele. Von der Kultur des Essens und Trinkens“ noch nicht besichtigt hat, kann dies bis zum 16. Oktober 2016 nachholen. (KK)

Stets von neuem: Altötting

70. Sudetendeutsche Wallfahrt in die Basilika St. Anna

Auch wenn die in Tracht teilnehmenden Wallfahrer seit Jahren in etwa gleich viele sind – zur 70. Sudetendeutschen Wallfahrt nach Altötting in die Basilika St. Anna kamen am ersten Juli-Sonntag bedeutend mehr Teilnehmer, das Gotteshaus war fast bis auf den letzten Platz gefüllt. Das freute auch den Erfurter Weihbischof Dr. Reinhard Hauke, Hauptzelebrant der Jubiläumswallfahrt, Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge, sowie Bernd Posselt, den Sprecher der Sudetendeutschen Volksgruppe und Bundesvorsitzenden der Sudetendeutschen Landsmannschaft.

Die nach der Vertreibung aus ihrem Kloster Braunau im niederbayerischen Rohr sesshaft gewordenen Benediktinerpater haben vor sieben Jahrzehnten die erste Wallfahrt der Sudetendeutschen nach Altötting organisiert. Darauf wies Ilse Estermaier, die Passauer Diözesanvorsitzende der Ackermann-Gemeinde, in ihrer Begrüßung hin. Sie betonte auch, dass die Fortsetzung der Wallfahrts-tradition nach Altötting – auch mit den Fahnen, Bannern und bunten Trachten – eine Bereicherung für den bekannten

bayerischen Wallfahrtsort sei. Die Sudetendeutsche Wallfahrt nach Altötting sei zur guten und lieben Tradition geworden.

In seiner Predigt ging Weihbischof Hauke zunächst allgemein auf Wallfahrtsstätten ein und nannte Altötting einen „altherwürdigen Wallfahrtsort“. Grundsätzlich stünden Wallfahrtsorte dafür, dass eine Begegnung zwischen Gott und dem Menschen – oft über die Mittlerin Maria – stattgefunden habe. Viele Motivbilder und -tafeln zeigen solche Begegnungen bzw. die Hilfe Gottes auf Fürsprache Mariens. Der Geistliche berichtete auch von einer Begegnung anlässlich des Fastenbrechens mit Muslimen in Thüringen. Die Einfachheit der sakralen Räume der Muslime verglich er mit den bescheidenen Kapellen der Heimatvertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg; für beide, die heutigen Muslime und die Vertriebenen vor 70 Jahren, sei die Begegnung im Glauben wichtig (gewesen). „Es braucht die Beterinnen und Beter, damit der Wallfahrtsgeist lebendig bleibt. Bitten wir, dass es Männer und Frauen gibt, die zum Erhalt des Gottesreiches beitragen“, schloss Weihbischof Hauke seine Ansprache mit einem Blick in die Zukunft.

Die Marienfeier mit Totengedenken zelebrierte in der Kirche St. Konrad der emeritierte Abt Gregor Zippel OSB der Benediktinerabtei Rohr. Aus dem Evangelium – die Hochzeit zu Kana – stellte er die Worte Mariens heraus: „Was er euch sagt, das tut!“ Hier – wie auch bei den meisten anderen Worten Mariens – gehe es darum, den Willen Gottes zu erfüllen. Er schilderte seine Erfahrungen als Kind am Ende des Zweiten Weltkrieges, als das Mariengebet „Unter Deinen Schutz und Schirm ...“ weit verbreitet war. „Vordergründig ist das Gebet nicht erhört worden, wir mussten aus



„Männer und Frauen, die zum Erhalt des Gottesreiches beitragen“

Bild: der Autor

unserer Heimat fliehen. Doch nach einigen Jahrzehnten merkten wir, dass Gottes Wille richtig war und die Fürsprache Marias geholfen hat“, führte der Benediktinerpater aus. Über Maria zu Jesus – immer gehe es um Jesus Christus, machte der Ordensmann deutlich: „Er ist bei uns im Wort, in den Sakramenten, in seiner Kirche, deren Haupt er ist.“

Nach der Marienfeier zogen die Pilger von der Kirche St. Konrad unter Musik-

begleitung zur Gnadenkapelle. Dort hieß Stadtpfarrer und Stiftspropst Prälat Günther Mandl die Wallfahrer willkommen und dankte für die Treue über sieben Jahrzehnte. Die sudetendeutschen Wallfahrer bezeichnete er als „Boten des Friedens, des Brückenbauens und der Versöhnung“. Und vor dem Pilgersegen meinte er: „Sie gehören untrennbar zum Wallfahrtsprogramm unseres Gnadenortes Altötting.“

Markus Bauer (KK)

Anpassung passt nicht zu ihr

Franz-Werfel-Menschenrechtspreis für Freya Klier



Bild: Universität Marburg

Die in Berlin lebende Schriftstellerin und Filmregisseurin Freya Klier ist von der Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen mit dem Franz-Werfel-Menschenrechtspreis 2016 ausgezeichnet worden. Der Preis wird jedes zweite Jahr verliehen und ist mit 10 000 Euro dotiert. Unter den bisher sieben Preisträgern sind auch die 1953 im Banat/Rumänien geborene Schriftstellerin Herta Müller und Karl Schlögel, der 1948 im Allgäu geborene Emeritus für Osteuropäische Geschichte an der Universität Frankfurt/Oder.

Freya Klier, die 1968 wegen „Republikflucht“ in der DDR verhaftet wurde, hat 1970 bis 1975 an der Theaterhochschule Leipzig Schauspiel studiert und am Staatstheater Dresden ihre praktische Ausbildung erfahren. Als Bürgerrechtlerin, die von der Staatssicherheit wegen ihrer Kritik an der DDR ständig bedroht wurde, stellte sie am 22. Februar 1988 einen Antrag auf Ausreise und wurde nach Westberlin abgeschoben.

Unter ihren Veröffentlichungen, darunter elf Bücher und sieben Filme, sind zwei, die die Jury des Preises besonders gewürdigt hat: der Film „Verschleppt bis ans Ende der Welt. Ostdeutsche Frauen auf Spurensuche in Sibirien“ von 1993 (Buchfassung 1996) über verschleppte Frauen aus den deutschen Ostgebieten, die zur Zwangsarbeit eingesetzt wurden, und das Buch „Wir letzten Kinder Ostpreußens: Zeugen einer vergessenen Generation“ (2014) über sieben Kinder, die noch heute unter dem Leiden, was sie zum Kriegsende 1945 erlebt haben.

Die Preisverleihung findet am 6. November in der Paulskirche in Frankfurt am Main statt.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Unfreiheit und nicht einfache Freiheit

Aus Elbing 1945 verschleppt und vertrieben. Zeitzeugen berichten. Charlotte Kaufmann, Willi Kuhn. Elbinger Hefte 50. Truso-Verlag, Münster 2015, 122 S.

Das Ende des Zweiten Weltkriegs erinnert nicht nur die Zeitzeugen an die Flucht, Verschleppung und Vertreibung, an Gefangenschaft, Hunger und großes Leid von Millionen Deutschen, die damals jenseits von Oder und westlicher Neiße lebten. Immer wieder werden z. T. vor Jahrzehnten niedergeschriebene Erlebnisberichte veröffentlicht und auch von der nachwachsenden Generation gelesen. Die Truso-Vereinigung hat jetzt ein Buch mit zwei Schicksalsberichten Vertriebener aus Elbing vorgelegt.

Charlotte Kaufmann lässt den Leser an ihrer „glücklichen Kindheit“ teilhaben und schildert ihre Deportation und russische Gefangenschaft bis zur Ankunft in einer „fremden Heimat“. Sie widmet ihre Aufzeichnungen ihrer „lieben Schwester, die mit 20 Jahren, unschuldig wie wir alle, nach Russland verschleppt wurde, dort verstarb und in einem Massengrab in den karelischen Sümpfen verscharrt wurde“. Charlotte Kaufmanns Wunsch ist es, dass ihr Buch „auch an die vielen anderen Frauen und Mädchen erinnert, die unschuldig in russischer Erde ruhen“.

Ihr Elternhaus stand in einem besonderen, kaum bekannten Stadtteil, der dicht am Elbingfluss, unweit der Altstadt, aber außerhalb der Stadtmauer lag, dem Fischervorberg. Hier wohnten seit dem 15. Jahrhundert die Angehörigen der Fischerbruderzunft, Charlotte Kaufmanns Großvater war Oberfischermeister. Die Verschleppung 1945 setzte auch dieser Tradition ein Ende. In der Verschleppung hatten alle Schwerstarbeit zu leisten, Bäume zu fällen und Stubben zu roden, mit Hunger, Krankheiten und Unfallfolgen zu kämpfen. Zahlreiche Fotografien zeigen die Eltern, das Elternhaus, die Autorin

und Leidenskameradinnen. In einfachen, aber eindrucksvollen Zeichnungen hat eine von ihnen Schauplätze und Szenen dieses Überlebenskampfes festgehalten.

Auf die Entlassung folgte ein Lebensabschnitt mit neuen Herausforderungen in der Mainzer Gegend. Charlotte Kaufmann heiratete, hielt aber Kontakt mit den einstigen Leidensgefährtinnen. Sie kämpfte um Anerkennung und Entschädigung. Nach der politischen Wende reiste sie nach Russland an die Stätten ihres schwersten Lebensabschnittes. Sie hielt Vorträge über ihre Verschleppung und protestierte vor dem Bundeskanzleramt.

Der ganz andere Bericht von Willi Kuhn ist eine treffliche Ergänzung. In seinem Buch über das Heimatdorf Lenzen schilderte er bereits vor Jahren die unmittelbare Nachkriegszeit bis zur Vertreibung. Der neue Erinnerungstext setzt mit seiner Ankunft in Vorpommern und seiner Schulzeit in Mecklenburg ein. Willi Kuhn wird in der DDR Lehrer. In 50 kurzen Abschnitten geht es um diverse, nicht selten eher komische Aspekte, etwa die „Parole Junkerland in Bauernhand“, „Stromsperre und Blaubeeren“, „Kartoffelkäfer“, „Russisch, Begleiter bis zum Abitur“ oder die „Angel des politischen Systems“.

Der Leser lernt den Kommunismus kennen, wie er „begann, die Hand nach den Schülern auszustrecken“ – etwa auf FdJ-Veranstaltungen mit Lobreden und Propagandagedichten. Das Deutschlandtreffen der FdJ 1950 in Berlin resümiert Kuhn wie folgt: „Welche ein Aufwand. Welch eine Vergeudung von Arbeitskraft und Kraftstoff, 700 000 Jugendliche nach Berlin zu bringen“. Auch von einem politischen Schauspielprozess gegen einen nonkonformistischen Bürgermeister wird berichtet. Schon der junge Willi Kuhn spürt den Druck, den ständig schwebenden Vorwurf, er sein nicht „dafür“. Dennoch ist er gerne Lehrer. Als er jedoch in die Kasernierte Volkspolizei eintreten soll, wählt er mit seiner Braut die Flucht über West-Berlin in die Bundesrepublik. Hier nimmt er ein neues

Lehrerstudium auf, hat jedoch mit den Behörden lange um die Anerkennung als politischer Flüchtling zu kämpfen, bis der Bund der Vertriebenen schließlich hilft.

Willi Kuhn hat die Unfreiheit kennengelernt und die nicht immer einfache Freiheit im Westen. Im Vorspann ruft er dem Leser zu: „Freiheit ist, zu leben, wie man möchte, zu lernen, was man möchte, zu lernen ohne Gegenleistung, zu leben ohne Furcht.“ Selbstverständlichkeiten, die er lange Zeit als nicht selbstverständlich erlebt hat.

Hans-Jürgen Schuch (KK)

Viele Mittelpunkte, keine Mitte

Richard Wagner: Habsburg. Bibliothek einer verlorenen Welt. Verlag Hoffman und Campe, Hamburg 2014, 27,99 Euro

Die „verlorene Welt der Habsburger“ ist nicht nur für jenen Bibliothekar von Bedeutung, der die Geschichte sowie die kulturellen Überreste eines mitteleuropäischen Imperiums zu sammeln und zu archivieren sucht. Mehr denn je gilt das, was in den ersten Zeilen von Richard Wagners Buch zum Tragen kommt: Die habsburgische Welt der Illusionen und Inklusionen ist ein „ferner Spiegel europäischer Gegenwart“. Und: „Dieser Spiegel zeigt uns den Zerfall des Wir.“ An der „schönen blauen Donau“ hängt nicht nur die Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, sondern daran hängen auch die vielen Nachfahren der „Habsburger“. Immer noch werden – nebst süßen Walzerklängen – Territorialansprüche laut. Nationalistische Eiferer berufen sich auf längst vergangene Zeiten, Nostalgiker ebenfalls.

Ein Buch über ein versunkenes Reich schreiben ist kein leichtes Unterfangen – vor allem, wenn man wie der Autor unter den Nachwehen des Untergangs nicht unerheblich gelitten hat. Das große „Wir“, bestehend aus Geschichte, Politik, Kultur und Gesellschaft, erweist sich seit jeher als unzuverlässig, demnach ist der Autor gut beraten, wenn er sich auf sein „Ich“ verlässt. Und das tut Richard Wagner in diesem Buch – er schreibt über eigene Wahrnehmungen. Die historische Wahrhaftigkeit ist ihm zu Recht suspekt. Wer dieses Buch aufschlägt, wird erfahren, warum die Habsburger etwas mit dem Paneuropäischen Picknick im August 1989 zu

tun haben, dass die Selbstzensur mit der Zensur zu Zeiten Metternichs durchaus vergleichbar ist und inwiefern das Banat als ehemalige habsburgische Provinz zwar den Anschluss ans Imperium mit Ischler und Dobosch-Torte geschafft, aber Gustav Mahler leider verpasst hat.

Wenn wir schon bei Torten sind: Eine Hausfrau findet im Archiv unseres Bibliothekars einige authentische „Backwerk“-Rezepte – Originale aus der österreichisch-ungarischen Küche wie Quark-Pogatschen, Mohnstrudel, Nusstorte. Ein Literaturwissenschaftler hingegen erfährt, dass es 1959 einen jungen Akademiker auf der Suche nach dem Entdecker des habsburgischen Mythos in der modernen österreichischen Literatur gegeben haben soll. Es folgen viele wertvolle Literaturhinweise und Fragen wie: Was hat Britney Spears mit Riga zu tun? Oder: Warum sprechen wir nie von einem Westmitteleuropa?

Das „kakanische Dilemma“ stellt sich ein, wenn wir uns nach der Mitte Europas fragen. Schauen wir uns um, so gibt es viele geographische Mittelpunkte Europas: „Es sind Vermessungsorte, aber auch Orte der Vermessenheit“, so der Autor. Als Bibliothekar weiß er, dass es in einer Bibliothek zu einem Thema eine breite Auswahl an Büchern gibt – und hinter jedem Buch verbirgt sich jemand, der sich profilieren will.

Eine Frage befriedigt den Leser manchmal mehr als Dutzende von Antworten: „Eine Bibliothek, die die Welt zu schnell erklärt, treibt den Denker in den Taumel und formt die Masse zur Gefolgschaft.“ Dass das auch anders sein kann, beweist Richard Wagners Buch – es ist ein authentisches Zeitdokument, das die Frage nach der Idee Europa aus ostmitteleuropäischer Sicht stellt und dabei nicht scheitert. Dieser Idee einen Kredit zu geben lohnt sich.

Ingeborg Szöllösi (KK)

Literarisch solidarisch

Marion Brandt (Hrsg.): Fortschritt, unverhofft. Deutschsprachige Schriftsteller und die Solidarität – eine Anthologie. Studia Brandtiana 10. 223 S. 39,80 Euro

Mit dem Streik der Danziger Werftarbeiter im August 1980 begann die größte Demokratiebewe-

gung, die es im sowjetischen Herrschaftsbereich vor 1989 gegeben hat. 15 Monate lang kämpfte die freie und unabhängige Gewerkschaft Solidarnosc um gesellschaftliche Reformen, ehe sie mit der Ausrufung des Kriegszustandes am 13. Dezember 1981 in die Illegalität getrieben wurde. Die internationale Öffentlichkeit verfolgte das Aufbegehren der Polen gegen soziale Ungerechtigkeit und Unfreiheit mit angehaltenem Atem. Neben Sympathien, Begeisterung und Hoffnungen weckte es auch Ängste und Ablehnung.

Die polnische Revolution rief auch in den deutschsprachigen Ländern unterschiedliche, oftmals gegensätzliche Reaktionen hervor. Die vorliegende Anthologie dokumentiert in 28 ausgewählten Werken – Gedichte, Lieder, Erzählungen, Essays und Romane – die Äußerungen deutschsprachiger Schriftsteller zur Solidarnosc. Die Textsammlung wurde von der Herausgeberin mit einem ausführlichen, analysierenden Kommentar versehen.

Die Anthologie versammelt Werke von Uwe Berger, Horst Bienek, Wolf Biermann, Volker Braun, Inge Buck, Heinz Czechowski, Hans Magnus Enzensberger, Vera Friedländer, Jürgen Fuchs, Günter Grass, Reto Hänni, Manfred Peter Hein, Uwe Kolbe, Reiner Kunze, Steffen Mohr, Gert Neumann, Monika Nothing, Helga M. Novak, Utz Rachowski, Axel Reitel, Rüdiger Rosenthal, Dorothee Sölle, Arno Surminski, Esther-Marie Ullmann-Goertz und F. Eckhard Ulrich.

Marion Brandt ist Professorin am Institut für Germanistik der Universität Danzig (Gdansk). Schwerpunkte ihrer Forschungen sind literarische Komparatistik und Intertextualität am deutsch-polnischen Beispiel.

(KK)

Nicht nur für Gotteslohn

Georg Dehio-Kulturpreis

Mit dem von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien dotierten Georg Dehio-Kulturpreis würdigt das Deutsche Kulturforum östliches Europa auch 2017 besondere Leistungen in der Erforschung, Bewahrung und Präsentation von Zeugnissen des gemeinsamen kulturellen Erbes in Regionen des östlichen

Europa, in denen Deutsche gelebt haben oder heute noch leben, sowie herausragendes Engagement für gegenseitiges Verständnis und interkulturellen Dialog.

Der Georg Dehio-Kulturpreis ist in einen Hauptpreis und einen Förderpreis unterteilt.

Der Hauptpreis wird Persönlichkeiten für ein Lebenswerk oder Institutionen für besonders verdienstvolle langjährige Arbeit verliehen. Mit dem Förderpreis sollen herausragende innovative Leistungen auf kulturellem Gebiet ausgezeichnet werden.

Kandidaten für den Georg Dehio-Preis können von einschlägigen Institutionen, Einzelpersonen und Organisationen im In- und Ausland vorgeschlagen werden. Eigenbewerbungen sind nicht zulässig. Den Vorschlägen sind folgende Unterlagen jeweils in achtfacher Ausführung beizufügen: Begründung des Vorschlags, biographische Angaben, aussagekräftige Unterlagen, wenn möglich Anschrift und Telefonnummer der/des Vorgeschlagenen. Kandidatenvorschläge können bis zum 31. Oktober 2016 gerichtet werden an das Deutsche Kulturforum östliches Europa, Berliner Straße 135, Haus K1, D–14467 Potsdam, deutsches@kulturforum.info. Die Ausschreibung sowie weitere Informationen zum Georg Dehio-Kulturpreis und den früheren Preisträgern finden sich auch hier auf der Website des Kulturforums.

Über die Vergabe des Preises entscheidet eine unabhängige, international zusammengesetzte Jury mit Vertretern aus Kultur und Wissenschaft, Kunst, Denkmalpflege, Museen und (Kultur-) Politik. Die Entscheidung der Jury wird im Fall der Absage nicht begründet. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die feierliche Preisverleihung findet im Herbst 2017 statt.

(KK)

Alles andere als banal

Banat-Tagung in Temeswar

Die Deutsche Gesellschaft e. V. veranstaltet im Jubiläumsjahr 300 Jahre Banater Schwaben in Zusammenarbeit mit der Konrad-Adenauer-Stiftung, dem Regionalforum Banat des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien (DFDR) und der Landsmannschaft der Banater

Schwaben e. V. am 30. und 31. August eine Konferenz zum Thema „Das Banat im Blick: Wandel – Erinnerung – Identität“ im Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus in Temeswar/Timișoara, Rumänien.

Die Tagung bietet Experten (Soziologen, Historikern, Theologen, Politologen, Kultur- und Literaturwissenschaftlern) sowie Zeitzeugen die Möglichkeit, das politische, kulturelle, gesellschafts- und bildungspolitische Leben in dieser einmaligen multiethnischen Region zu beleuchten sowie die fruchtbare Zusammenarbeit zwischen der rumänischen Mehrheitsgesellschaft und der deutschen Minderheit in Vorträgen, Podiums- und Publikumsdiskussion sowie Lesungen aufzuzeigen.

Als Tagungshöhepunkt ist die Besichtigung der Ausstellung „Die Anfänge einer europäischen Stadt“ vorgesehen, einer Ausstellung zum 300. Jahrestag der Befreiung Temeswars von der osmanischen Herrschaft 1716 und des Beginns der deutschen Siedlungsgeschichte im Banat, in der Theresien-Bastei Temeswar. Eine Diskussion mit den Kuratoren der Ausstellung, Ciprian Glavan und Claudiu Sergiu Calin, schließt die Konferenz ab.

(KK)

Sammlungen, geballt

Fortsetzung der Heimatstuben-Beratung

Von den über 500 Heimatsammlungen und -stuben aus allen ehemals ostdeutschen Regionen, die heute in Deutschland bestehen, sind viele in ihrer Existenz bedroht, sei es wegen des fortgeschrittenen Alters der ehrenamtlichen Betreuer, sei es aufgrund der Ignoranz von Kommunen, die einst die Patenschaft für eine Gemeinde in der Heimat übernommen hatten. Es gilt indes, die Sammlungen als unverzichtbare Vermittlungsstätten deutscher Erinnerungskultur nachhaltig zu sichern.

Auf Einladung der Bonner Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, die im Rahmen eines von der Beauftragten des Bundes für Kultur und Medien geförderten Projektes zur Beratung ostdeutscher Heimatsammlungen durchgeführt wurde, kamen im Juni 2016 Betreiber ostdeutscher Sammlungen in Haus Schlesien,

Königswinter-Heisterbacherrott, zusammen. In diesem Heft berichtet Dieter Göllner auf Seite 11 darüber. Dort wurden Beispiele erfolgreich arbeitender Sammlungen vorgestellt, Ideen für eine Steigerung der Attraktivität diskutiert, Informationen zu organisatorischen und rechtlichen Fragestellungen und praxisnahes Wissen zur Arbeit mit den Sammlungsstücken vermittelt.

Die mannigfachen Probleme konnten gleichwohl nur angerissen werden. Es zeigte sich weiterer konkreter Informationsbedarf, etwa hinsichtlich Inventarisierung, zukunftsorientierter Umgestaltung, Museumsdidaktik und Finanzierungsmöglichkeiten. Eine weitere Tagung dieser Art soll daher im Herbst angeboten werden, konkret am 9. und 10. November 2016, wiederum in Haus Schlesien.

An einer Teilnahme Interessierte melden sich bitte bei Elke Wilming, Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Kaiserstraße 113, 53113 Bonn, Telefon 0228/91512-0, kulturstiftung@t-online.de, weitere Informationen unter www.kulturstiftung-der-deutschen-vertriebenen.de, Heimatsammlungen.

(KK)

Königsberg Bindestrich Kaliningrad

Fotoausstellung in Berlin

Obwohl nur sehr wenige deutsche Königsberger nach der Vertreibung und der letzten Ausweisungswelle 1948 in dem sowjetischen Kaliningrad blieben, blieb die deutsche Stadt in der sowjetischen präsent. Heute drohen sogar die Spuren Geschichte der Sowjetunion aus dem Gedächtnis der Stadt zu verschwinden. Die Fotografien des russischen Fotografen Dmitry Vyshemirsky, die das Berliner August Bebel Institut vom 2. bis zum 30. September ausstellt, sind Zeugnisse des Wandels der von Krieg, Vertreibung und Wiederaufbau geprägten Stadt und des Kampfes um visuelle Deutungshoheiten.

Vyshemirsky wurde 1958 in der Ukraine geboren und lebt seit seiner Kindheit in Kaliningrad. In Büchern und Ausstellungen präsentiert er in Langzeit-Fotodokumentationen den post-deutschen und post-sowjetischen Kulturraum in seiner Widersprüchlichkeit.

(KK)

LITERATUR UND KUNST

„... zutiefst zu Hause in der Fremde“

Birgit Lermen, Verena Lenzen (Hg.): „es stand / Jerusalem um uns“ – Jerusalem in Gedichten des 20. und 21. Jahrhunderts. Festgabe für S. E. Bischof Dr. Heinrich Mussinghoff zum 75. Geburtstag. Mönchengladbach 2016, 184 Seiten

Diese Festgabe für einen verdienten Bischof, mit viel Mühe und Liebe zusammengetragen von zwei namhaften Literaturwissenschaftlerinnen, erweist sich beim näheren Hinsehen als wahre Fundgrube für Freunde der Lyrik und insbesondere Jerusalems. Diese Stadt, deren Name bereits 1800 v. Chr. in der Geschichte auftaucht,

erhält zur Zeit des Zweiten Tempels nach 500 v. Chr. in der feierlichen Dualform Jeruschalajim die von den späteren Masoreten biblisch festgelegte Bedeutung: „Stadt des Friedens“. Ein Frieden, den Psalm 122 in die bis heute unerfüllte Bitte kleidet: „Es möge Friede sein in deinen Mauern / und Glück in deinen Palästen!“

Die Autoren des Lyrikbandes stammen alle aus einer friedlosen, antisemitischen, gewaltgeprägten Welt. Das NS-System war von Anfang an repressiv gegen das literarische Schaffen jüdischer Schriftsteller bis zur systematischen Ghettoisierung und Ausrottung vorgegangen, hatte die jüdischen Stimmen im ganzen deutschen Kulturraum zum Schweigen gebracht und die Schriftsteller zur Flucht gezwungen oder ermordet. Das war vor allem auch das Schicksal der aus Mitteleuropa geflohenen Dichter wie Rose Ausländer und Paul Celan aus dem bukowinischen Czernowitz, Manfred Winkler und Dan Pagis aus der Bukowina, Leah Goldberg aus Königsberg, David Rokeah aus Lemberg, Tuvia Rübner aus Pressburg und Netti Boleslav aus Böhmen.

Diese Schriftsteller im Exil lebten in ihrer Sprache, „in der sie gefangen und verfangen waren wie in ihren Erinnerungen“, so beschreibt es die Einleitung des Lyrikbandes. Sie lebten nicht mehr in Deutschland, das sie als Verfolgte verlassen hatten: Sie behielten die Sprache als Heimat, nicht ein Deutschland, das sich auf Abwege begeben hatte. Schalom Ben Chorin (1913–1999), als



Ein Denkmal in Czernowitz, gewidmet dem Dichter, von dem der Titel des Bandes stammt, gleichsam eine paradoxe Bestätigung seiner Aussage

Bilder: Wikimedia Commons

Fritz Rosenthal in München geboren, stellt fest: Aus einem Land kann man auswandern, aus der Muttersprache nicht.

Mit Jerusalem verbanden viele dieser deutschen Schriftsteller jüdischer Herkunft vor ihrer Emigration keine religiöse Lebenswirklichkeit. In ihren Gedichten ist aber nach Margarita Pazi „Jerusalem ein sehr konkreter Begriff, das Herzstück und das Rückgrat des Landes, in dem die Dichter ihre Heimat fanden“. Die Lyriker finden in Jerusalem und in ihren Jerusalem-Gedichten ihre lyrische Heimat wieder, die sie durch Verfolgung und Exil verloren hatten. Heimatverlust als Identitätsverlust – dieses Bruch wird lyrisch durchlebt. Damit ist Jerusalem alles in einem: „ein steinernes Gedächtnis und ein Stein des Anstoßes, ein Sehnsuchtsort, eine irdische Begegnungsstätte und ein himmlisches Traumbild“, wie es die Einleitung abschließend formuliert. Sie enthält auch biographische Notizen über einige der Autoren, am Schluss des Bandes gibt ein Autoren- und Quellenverzeichnis weiteren Aufschluss.

Frieden, Heimat, Fremde, Identität, Sehnsucht, Sprache sind die Hauptbegriffe, um die herum die 55 ausgewählten Autoren, geboren zwischen 1869 und 1959, ihre

lyrische Welt entfalten. Die persönlichen Schicksale, geprägt von Flucht, Verfolgung, Exil, Vereinsamung und Tod, spiegeln sich in erschütternden Realphantasien und in plastischen Traumbildern. So stellt David Rokeah (1916–1985) bitter fest:

*Meine Erinnerungen
gehen nicht mit der Zeit. Der Schatten
meiner Geliebten
liegt zwischen den Steinen wie Stacheldraht.*

Rose Ausländer (1901–1988) überbrückt zeitliche und räumliche Distanzen mit lyrischer Kraft:

*Wenn ich den blauweißen Schal
nach Osten hänge
schwingt Jerusalem herüber zu mir
mit Tempel und Hohelied – ich bin
fünftausend Jahre jung*

Trauer und Sehnsucht prägen die Verse von Netti Boleslav (1923–1981):

*Jahre verstaubten den Weg zu dir,
ich bin zur Greisin geworden.
Nur in deinen Tempeln
sehen meine Augen das Licht.
Jeruschalajim,
ich bin versteint
in deine Mauern.
An deinen Säulen
brennt mein Herz.*



Jerusalem, „ein steinernes Gedächtnis und ein Stein des Anstoßes, ein Sehnsuchtsort, eine irdische Begegnungsstätte und ein himmlisches Traumbild“

*Selbst auf dem
Foto erscheint
Czernowitz, der
Sehnsuchtsort
vieler Dichter
dieses Bandes, so
entrückt, wie es
im fatalen Verlauf
der Geschichte
tatsächlich ge-
worden ist*



Die Identität der Dichter zwischen Heimat und Fremde, Sprache und Schweigen kristallisiert sich zu lyrischen Sprachbildern von großer Tiefe. So dichtet die Königsbergerin Leah Goldberg (1911–1970) in Jerusalem:

*Regen fällt, aber er macht meine Hände
nicht nass.
Und doch bin ich hier, ganz und gar hier –
in einer fremden Stadt
zutiefst zu Hause in der Fremde.*

Schalom Ben Chorin überbrückt in seinem Gedicht „Traumgeographie“ den Abstand zwischen alter und neuer Heimat:

*Es geschieht nun, dass ich ungehindert
Von Jerusalem nach Schwabing geh ...
Tausend Meilen sind zum Sprung vermindert
Tel Aviv liegt nah am Tegernsee. – Sprachen
fließen seltsam bunt zusammen
Fremde Völker, Länder trennt kein Meer
Schnaderhüpferl und Makamen
Sag und sing ich durcheinander her*

Das jüdische Schicksal wird von Else Lasker-Schüler (1869–1945) eindrücklich in ein „Gebet“ in Jerusalem gefasst:

*O Gott, schließ um mich deinen Mantel fest;
Ich weiß, ich bin im Kugelglas der Rest,*

*Und wenn der letzte Mensch die Welt vergießt,
Du mich nicht wieder aus der Allmacht läßt
Und sich ein neuer Erdball um mich schließt.*

Hilde Domin (1909–2006) findet bei aller Trauer Ermutigung:

*Unsere Kissen sind naß
von den Tränen
verstörter Träume.
Aber wieder steigt
aus unseren leeren
hilflosen Händen
die Taube auf.*

Reiner Kunze legt als nichtjüdischer Autor einen Zettel in die Fugen der Klagemauer von Jerusalem:

*Vielleicht, damit gott nicht vergißt
Damit er die angst schwarz auf weiß hat.*

Manfred Winkler (1922–2014) schreibt an der Klagemauer:

*die Mauer verbarg
der Menschen Bitten
in ihren Ritzen
alles war Papier
traumgenähte Zettel
Finger die sich falten*

Das Unbehaustsein in der Fremde und die Sehnsucht nach Leben kommen bei Tuvia

Rübner (geboren 1924), Literaturpreisträger der Konrad-Adenauer-Stiftung, in schwer-mütigen Bildern zum Ausdruck:

*als wären wir hier
Tag oder Nacht
wie ohne Stimme, wie Traum wirklich waren
wir hier
laufend in der Stadt Erinnerung stumm
ein Weinen, Gassen versunken
dunkler Eingang warte
verschwinde nicht
einen Augenblick, nur einen wie
lebend*

Verlorene Hoffnung, Leben, Identität be-
weint Dan Pagis (1930–1986) an „Jasons
Grab in Rechavia“:

*Ein anderes Leben
wanderte übers Ziffernblatt deines Gesichts,
und von Zeit zu Zeit
läutest du eine zufällige, betretene Hoffnung,
die nicht zu reparieren ist. – Kehrst jeden
Augenblick wie neu, kehrest wach
in die hastende Stadt zurück, die längst
verwandelt ist,
und fragst: Bin ich das, falls ich noch lebe?
Und niemand wird dir glauben.*

Jerusalem ist seit zweieinhalb
Jahrtausenden die Stadt der
Juden, seit zweitausend Jahren
die der Christen und seit andert-
halbtausend Jahren auch die der
Moslems. Reiner Kunze hat in
feiner Beobachtung in seinem
„Himmel von Jerusalem“ diesen
Zustand der Stadt beschrieben:

*Mittags, schlag zwölf, hoben
die moscheen
aus steinernen hälsen zu rufen an,
und die kirchtürme fielen ins wort
mit schwerem geläut.*

*Die synagoge schien's, zog ihren
schwarzen mantel
enger, das wort
nach innen genäht.*

Netti Boleslav bettet in ihrem Hymnus
„Jeruschalajim“ ihre Gedanken an die
Menschen, die nicht mehr um sie sind, in
die steinerne Welt um Jerusalem ein:

*Meine Lippen
an das Knie deiner Felsen gedrückt
erzähle ich allen
die dich nicht kannten
vom vielarmigen Leuchter
deiner Religionen
laut singe ich
und lege die Sterne
deiner läutenden Nächte
in das Buch meiner Lieder
und rufe dich
in manchen einsamen Stunden
als wärest du das Öllämpchen
meines Glücks
Jeruschalajim*

Das „Öllämpchen meines Glücks“ – so
empfand es vielleicht auch Rainer Maria
Rilke (1875–1926) aus Prag, als er dichtete:

*So ist mein Tagwerk, über dem
mein Schatten liegt wie eine Schale.
Und bin ich auch wie Laub und Lehm,
sooft ich bete oder male,
ist Sonntag, und ich bin im Tale
ein jubelndes Jerusalem.*

Und die Nobelpreisträgerin Nelly Sachs
(1891–1970) bringt mit ihrem
Gebet die Klagemauer zum
Einsturz:

*Die Klagemauer –
im Blitz eines Gebetes
stürzt sie zusammen.
Gott ist ein
Gebet weit
von uns entfernt.*

Der Vers von Nelly Sachs ent-
stammt nicht der hier bespro-
chenen Lyrikauslese, aber er
passt gut dazu. Je länger man
sich mit der Sammlung beschäf-
tigt und je tiefer man eindringt in
die Welt der Dichter, die diese
unvergleichliche Lyrik geschaffen haben,
je mehr auch ihre Schicksale, Tränen und
Leiden durch die Verse hindurchscheinen
und leuchten, umso mehr gewinnt man Ein-
sicht in das Unvorstellbare, das Menschen
anderen Menschen zufügen können und
zugefügt haben.

David Rokeah erinnert in „Einmal in Jerusalem“ an das viele nicht Vollendete:

*Jerusalem schreibt in mondlosen Nächten
bittere Klagen
an Gott, und Gott vergießt Tränen
wie jenes Kind und hüllt die Berge in einen
Brautschleier.*

*Das ungeschriebne Gedicht
begleitet mich wie ein schwerer Schatten
im Regen*

der Jerusalems Dächer wäscht.

Und Netti Boleslav weiß um die zeitlose Erinnerung:

*So bliebst nur du,
meine Sehnsucht
der Reichtum der Erinnerung an euch
Stunden,
die ihr ohne Uhr und ohne Zeiger wart.*

Klaus Weigelt (KK)

Unbehauste Texte

Die abenteuerliche Geschichte von Hunderten von Handschriften und Dokumenten Eichendorffs findet ihren Abschluss

Lange Zeit galt die Sammlung als verschollen – nun kamen große Teile des so genannten „Wiesbadener Nachlasses“ in das Goethe-Museum nach Frankfurt, wo bis 2019 ein Romantik-Museum entstehen soll. Die abenteuerliche Geschichte von Hunderten von Handschriften und Dokumenten Eichendorffs findet ihren Abschluss.

Voller Stolz präsentierte am 15. März das Freie Deutsche Hochstift, der Träger des Goethe-Museums in Frankfurt, die Neuerwerbung des Hauses. Es handelt sich um 218 handschriftliche Doppel- und 100 Einzelblätter, die größtenteils aus dem sogenannten Wiesbadener Nachlass stammen. „Die Wissenschaft erhofft sich er-



Romantisch zwar nicht, aber ein Hort der Romantik: der frühere Familiensitz der Eichendorffs in Sedlitz. Der Gedenkstein (rechts im Bild) erinnert an den berühmten Besitzer des einstigen Herrenhauses (Aufnahme Sommer 2013)

Bilder: der Autor

giebige frische Quellen für die Eichendorff-Forschung. Der Teilnachlass Eichendorffs wirft Schlaglichter auf ein bewegtes Leben zwischen Kampf in den Befreiungskriegen, romantischer Dichtkunst, Familienglück und -leid und preußischem Ministerialdienst. Zu dem Konvolut gehören Manuskriptseiten bekannter Werke wie ‚Das Marmorbild‘, Briefe von und an Eichendorff sowie persönliche Notizen und amtliche Zeugnisse“, so die Hochstift-Sprecherin Beatrix Humpert.

Nach Eichendorffs Tod hatten seine drei Kinder Hermann, Rudolf und Therese seinen Nachlass aufgeteilt, nachdem Hermann zuvor einiges aus dem literarischen Nachlass veröffentlicht hatte. Thereses Teil kam gegen Ende des 19. Jahrhunderts an die Königliche Bibliothek in Berlin (heute Staatsbibliothek). Hermanns Teil ging an dessen Sohn Karl (1863–1934) über. Da Karl Freiherr von Eichendorff gegen Ende seines Lebens in Wiesbaden wohnte, wird dieser Nachlass als der Wiesbadener Nachlass bezeichnet. Karl gelang es, den Bestand um den sogenannten Sednitzer Fund zu erweitern, eine Autographensammlung, die 1919 von der Lehrerin Anna Bönisch im ehemaligen Familiensitz der Eichendorffs in Sednitz (Sedlice) in Mähren entdeckt wurde: Neben der Urfassung des „Taugenichts“ befanden sich in einer Truhe 80 Gedichtentwürfe, Fragmente von Novellen sowie Konzepte zur „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“. Wie sich herausstellte, handelte es sich um den Teil des Nachlasses, den Rudolf erhalten hatte.

Als erster der Nachfahren Eichendorffs betrieb Karl Forschungen über das Leben und Werk des bedeutendsten Dichters der Spätromantik. Einerseits forschte er nach seinen Vorfahren der Eichendorff-Linie und schrieb Archive in Brandenburg, Böhmen, Mähren und Schlesien an. Andererseits sammelte er Entwürfe und Notizen seines Großvaters, aber auch Aufzeichnungen und

Korrespondenz des Dichters und seiner Nachkommen, Urkunden usw.

Anhand der Aufzeichnungen zu Gedichtentwürfen können wir heute die Arbeitsschritte des Dichters nachvollziehen und stellen fest, dass die Sprachkunstwerke Eichendorffs nicht Ergebnisse der Eingebung waren, die dem Dichter locker von der Hand gegangen wären, sondern hart erarbeitet wurden. Die Erwerbungen des Goethe-Museums sind ein echter wissenschaftlicher Schatz, wie Bettina Zimmermann von der Handschriftenabteilung bestätigt.

Zusammen mit dem Herausgeber und Verleger Karl Schodrok, dem Philosophen Adolf Dyroff und dem Literatur- und Theaterhistoriker Wilhelm Kosch begründete Karl Freiherr von Eichendorff 1913 die Eichendorff-Gesellschaft in Gleiwitz (Gliwice). Von 1929 an wirkte er bei der Herausgabe der Jahreszeitschrift „Aurora“ mit. Nach seinem Tod kam sein Nachlass 1935 in Eichendorffs Sterbehaus in Neisse (Nysa), wo das Deutsche Eichendorff-Museum eingerichtet wurde. Als kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges die Rote Armee näherrückte, entschied Willibald Köhler (1886–1976), der Leiter des Museums, den Nachlass nach Schwaben auszulagern, woher sein Freund, der Oppelner Buchhändler Carl Ritter, stammte. Die in Eichentruhen umständlich verpackten Manuskripte und andere Exponate kamen über Jauernig (Javorník) nach Thomasdorf (Domašov) im Altvatergebirge südlich von Neisse, wo sie in einem Gasthof deponiert wurden. Willibald Köhler versuchte die Truhen später abzuholen, doch dazu kam es nicht mehr – über seine Freunde erfuhr Köhler, dass die Truhen samt Inhalt aus dem Keller des Gasthofs verschwunden und vermutlich für immer verloren waren.

Nach den Kriegs- und Vertreibungswirren entstand in Wangen im Allgäu eine Zufluchtsstätte für schlesische Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler, die 1950 den Wangener Kreis gründeten. Willibald Köh-

Man vermag sich nachgerade das Gedicht vorzustellen, das Joseph von Eichendorff bei diesem Anblick geschrieben hätte:

Sein Geburtshaus in Lubowitz (Lubowice) wurde 1945 zerstört und bis heute nicht wieder aufgebaut. Im Hintergrund der ebenfalls zerstörte Anbau aus der Zeit nach Eichendorff (Aufnahme Herbst 2011)



ler, der mit Carl Ritter und dem Schriftsteller Egon H. Rakette zu den Mitbegründern des Wangener Kreises gehörte, begann ein neues Eichendorffmuseum nach Neisser Vorbild zu errichten; großzügig unterstützte die Stadt Wangen das Vorhaben. Als 1955 in einem Prager Antiquariat Eichendorffs Jugendtagebuch auftauchte, wurde Köhler klar, dass nicht der gesamte Neisser Nachlass zerstört worden war. Dieses Tagebuch wurde dann als Geschenk des tschechoslowakischen Staates der DDR, und zwar dem Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar, übergeben.

Nachdem weitere Einzelmanuskripte Eichendorffs auftauchten, ging zu Beginn der 70er Jahre Sibylle von Steinsdorff Hinweisen auf Eichendorffsche Handschriften u. a. in Jauernig nach. „Dank ihrer nach und nach geknüpften Kontakte zu den örtlichen Archiven wurde letztlich der Archivalientauschvertrag zwischen der CSSR und der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1987 abgeschlossen, bei dem die Bestände des Bezirksarchivs Mährisch-Schönberg (Šumperk) in den Besitz der Bundesrepublik gelangten und dann als Dauerleihgaben der Bundesrepublik von

der Eichendorff-Gesellschaft (mit Sitz in Ratingen) verwahrt wurden“, erklärt Ursula Regener (Universität Regensburg). Darüber hinaus habe es seit den 90er Jahren weitere Handschriftenfunde und Transfers gegeben, in die Sibylle von Steinsdorff involviert war. Von Steinsdorff habe als Ansprechpartnerin vieles vorfinanziert und die Autographen nach und nach ans Freie Deutsche Hochstift oder die Eichendorff-Gesellschaft weitergegeben, zuletzt 2009 drei Gedichthandschriften aus dem Sedlnitzer-Fund (2013 von Renate Moering veröffentlicht).

Den wohl kompletten Rest, darunter zwölf wichtige Stücke aus dem Wiesbadener Nachlass und viele Eichendorffiana, hatte von Steinsdorff 2014 über einen Antiquar dem Freien Deutschen Hochstift angeboten. Da die Klärung der Finanzierung durch die Kulturstiftung der Länder, das Land Hessen und Thyssen jedoch länger andauerte, konnte der Ankauf erst jetzt vollzogen werden. Sibylle von Steinsdorff kann die Aufmerksamkeit, die ihre Sammlung nun erfährt, leider nicht mehr erleben, sie verstarb am 18. Februar 2016.

Johannes Rasim (KK)

Polnisch-pommersche Poetik

Ein Seminar der Ostsee-Akademie kreist um den Satz: „Ich habe über die deutschen Stettiner geschrieben, weil es ein Buch für die Polen ist“

Im Mittelpunkt eines Seminars der Ostsee-Akademie im Pommern-Zentrum Travemünde unter dem Titel „Das literarische Stettin“ stand die Frage: Wie haben deutsche und polnische Publizisten die Zeit der Irrungen und Wirrungen in der jetzigen Grenzregion beiderseits der Oder seit 1945 schriftstellerisch bewältigt? Diese Frage verlockte eine interessierte Gruppe, auf literarische Spurensuche zu gehen. Von polnischer Seite nahmen etliche Stettiner der Gegenwart an der Begegnung teil. Der Höhepunkt des Treffens fand in einem Vortragsaal der Pommerschen Bibliothek im renovierten Gebäude der ehemaligen deutschen Bücherei der Stadt Stettin statt.

Die Vortragsstunde, eingeleitet und mitgestaltet von Zbigniew Plesner, begann mit der Vorstellung der Redner. Der polnische Autor Artur Daniel Liskowacki, dessen Roman „Eine kleine ... Quasi una allemanda“ erzählt die Geschichte des Geigers Bon-

kowsky in jenem dramatischen Augenblick, als Millionen von Menschen in Europa in die Falle der Geschichte gerieten. Der deutsche Titel des Buches „Sonate für S.“ weist auf die Stadt Stettin hin, und der Umschlag des Romans zeigt die Hakenterrasse und im Vordergrund die bekannten Ausflugsdampfer „Herta“ und „Odin“. Ganz anders präsentiert sich das Titelbild auf der polnischen Ausgabe. Der Buchdeckel zeigt die verwischte deutsche Hausinschrift „August Einicke. Nähmaschin u. Fahrrad Handlung“.

Liskowacki, dessen Vortrag für die deutschen Seminaristen simultan übersetzt wurde, schrieb in seinem Stettin-Roman nach eigenem Bekenntnis vor allem über deutsche Bewohner der Stadt nach 1945, über ihr Leben und Leiden. Und der polnische Autor berichtete weiter ruhig, bestimmt und voller Anteilnahme, es sei ihm darum gegangen, die Atmosphäre der Ungewissheit und die Lebenssituation



Ein schicklicher Ort, Literatur zu feiern: die renovierte Pommersche Bibliothek, ehemals Stettiner Stadtbücherei

Bilder: der Autor

der Deutschen in Stettin zu reflektieren. Er nannte es seine schriftstellerische Berufung, seinen Landsleuten aufzuzeigen, wie die Stettiner Deutschen zu einer unerwünschten Minderheit in ihrer Heimatstadt wurden und mit wie viel Misstrauen sie behandelt wurden. Er teilte dem Zuhörer-kreis auch mit, dass seine Landsleute in der Oderstadt sein Werk vielfach zu deutschfreundlich gefunden haben.

Die Ausführungen des Autors Artur Daniel Liskowacki lösten unter den Teilnehmern eine lebhafte Diskussion aus. Es wurde deutlich, dass das Nachkriegsschicksal Stettins und seiner Bewohner wert ist, klarer charakterisiert zu werden. Aufgabe der Publizisten sei es, die Phasen der menschlichen Ballung und Entwurzelung mit den verschiedensten Auswirkungen literarisch nachvollziehbar zu machen. Die Antwort Liskowackis auf die Frage, warum er denn vor allem deutsche Nachkriegsgeschichten in seinem Roman erzählt habe: „Ich habe über die deutschen Stettiner geschrieben, weil es ein Buch für die Polen ist.“

Ganz anders, quicklebendig und temperamentvoll, veranschaulichte die deutsch-polnische Buchautorin, Dokumentarfilmerin und als Ärztin in Berlin wirkende Britta Wuttke ihre Lebensgeschichte. Die 1940 in dem früheren deutschen Ostseebad Misdroy (heute Miedzzyzdroje) Geborene hat die schrecklichen Geschehnisse des Jahres 1945, Flucht, Verfolgung, Plünderung, Überfälle und Mord miterlebt. Ihre Familie schaffte es, nach der Vertreibung der Deutschen von der Insel Wollin als eine der wenigen im jetzt polnischen Misdroy zu bleiben. Britta Wuttke hat die persönliche Historie in einem Dokumentarfilm aufgezeichnet. Diese Verarbeitung in einem Filmstreifen, der in einprägsamen Bildern die Lebensabschnitte einer emanzipierten Frau dokumentiert, ist eindrucksvoll gelungen.

Eine bemerkenswerte Sequenz zeigt jene Stelle am Rande der Unterheide, wo am Weg nach Liebeseele ein Gedenkstein liegt,

dessen Inschrift davon kündigt, an dieser Stelle sei der staatliche Forstgehilfe Werner Wuttke von einem Wilderer getötet worden. Das soll 1923 geschehen sein. Die Polen haben diese Gedenkstätte nicht abgeräumt. Die Schrift auf dem Stein habe man bei Aufnahme des Films noch lesen können.

Die Frage, ob ihre abenteuerliche Lebensgeschichte nicht in deutscher Sprache – in polnischer Sprache sind ihre Erinnerungen ein Bestseller geworden – veröffentlicht werden sollte, verneinte Britta Wuttke. Auf die Frage, warum sie Wollin nicht verlassen habe und auf der heute zu Polen gehörenden Insel verblieben sei, gab die Befragte bereitwillig Auskunft. Sie, die zu Beginn der gewaltsamen Landnahme „durch die Fremden“ auf Grund ihrer Familiengeschichte nicht mehr genau gewusst habe, ob sie Deutsche bleiben oder Polin werden sollte, habe sich schließlich als Europäerin für das Bleiben zwischen Menschen entschieden, die einander verstehen und miteinander in Frieden leben wollen. Die Schicksale von Deutschen und Polen sind miteinander verflochten und zeigen, dass sich zwischen den beiden Völkern ein Gemeinschaftssinn zu bilden beginnt. Diesen illustriert auch der Dokumentarfilm von Britta Wuttke, die auch Ehrenbürgerin des heimatlichen Ostseebades geworden ist

Der Autor dieses Berichts hat in seinem Stettin-Roman „Was bleibt, ist die Hoffnung“ versucht, wie er mitteilte, die schmerzliche Metamorphose Stettins im Frühjahr 1945 einzufangen. Er wies darauf hin, dass sein Buch im heutigen Szczecin (Stettin) recht positiv aufgenommen worden ist.

Evelina Kaminska betonte in einer Rezension des Buches in deutscher Sprache in der Publikation „Colloquia Germanica Stettinensia“ der Universität Stettin (Universytet Szczecinski): „Warmanns Darstellungsart ist recht objektiv. Seine Parteinahme für Deutsche bedeutet nicht, dass die Gegner eindeutig negativ gezeichnet werden. Er berichtet nüchtern über die Anfänge des

polnischen Szczecin. Beschrieben werden die Tätigkeit des Stadtpräsidenten Zaremba und des Bevollmächtigten der polnischen Regierung für den Kreis Westpommern, Borkowicz, sowie die ersten Schritte der polnischen Presse und des polnischen Schulwesens. Dabei wird deutlich, dass die bisherigen Einwohner zu Bürgern zweiter Klasse werden. Aus diesem Gefühl erfolgen entweder die freiwillige Flucht der Deutschen oder deren Austreibung durch die polnische Miliz ... Der Bahnhof Scheune, heute der Grenzbahnhof Gumience, wird zum Symbol dieser Tragödie. Warmann hat ein ergreifendes Buch geschaffen. Er verschweigt nichts, was in der schlimmen Zeit passiert ist. Der Roman ist wirklich jedem zu empfehlen, der sich für die Geschichte und deren literarische Umsetzung interessiert. Die alten Stettiner werden mit der Lektüre in ihre Heimat zurückversetzt. Die Historiker können ihre Kenntnisse um Details über die Eroberung der Stadt und die Umstände ihrer späteren Übergabe an die Polen erweitern.“

Zu dieser deutsch-polnischen Spurensuche sei noch vermeldet, dass Andrzej Palmirski in seinem Buch „Taniec smierci. Nibi fantazja szczecińska“ über die Kriegs- und Nachkriegszeit und die Verwandlung Stettins in die Stadt Szczecin berichtet. Sein jugendlicher Held Erni erlebt in der „Kristallnacht“ den Brand der Stettiner Synagoge und damit zugleich die Bedrohung der benachbarten Stadtbibliothek. Palmirski schildert die Tätigkeit des polnischen Stadtpräsidenten und berichtet über die schwelenden Gerüchte, die Stadt solle den Polen übergeben werden.

Zu den weiteren Programmpunkten dieser Reise gehörten ein eindrucksvoller Vortrag über den 1878 in Stettin geborenen Schriftsteller Alfred Döblin in den Räumen des Museums an der Hakenterrasse, der leider abgebrochen werden musste, da die Besuchszeit des Museums abgelaufen war und der Hausmeister die Tore schließen



Gelassenheit ist eine pommersche Eigenschaft, die auch der Poetik zugute kommt: die Übersetzerin, Daniel Liskowacki, Zbigniew Plesner

wollte. Ein anderer Tag war dem Besuch im Haussmann Quartier gewidmet, jenem Stadtviertel, in dem die Mietshäuser außergewöhnlicher Stettiner liegen. Jens Rüdiger, der umsichtige und kundige Leiter dieses Seminars der Ostsee-Akademie, führte die Mitglieder der Runde zu den ehemaligen Wohnstätten des späteren Autors der Zeitschrift „Die Weltbühne“, Kurt Tucholsky, der seine Kindheit in Stettin verbrachte, zum Wohnhaus des Direktors der Stettiner Stadtbücherei, Erwin Ackerknecht, zum Geburtshaus des großen Schauspielers Heinrich George und zur Heimstatt des Stettiner Stadtbaumeisters Wilhelm Meyer-Schwartau. Auch der Stettiner Hauptfriedhof war Ziel eines Ausflugs, wo der Toten der pommerschen Provinzhauptstadt gedacht wurde.

Auftakt der fruchtbaren Bus-Reise in das literarische Stettin war ein recht kurzer Aufenthalt in Greifswald gewesen, und zwar im Geburtshaus des Schriftstellers Wolfgang Koeppen in der Bahnhofstraße 4, das die Bibliothek des Schriftstellers birgt. Der Dichter, dessen Ruhm sich eigentlich erst nach dem Zweiten Weltkrieg festigte, ist mit seinem Geburtsort nie so recht warm geworden, doch er hat hier eine Bibliothek hinterlassen, in deren Bänden die Besucher

so richtig stöbern konnten. Koeppen war nicht nur eine große Persönlichkeit der deutschen Literatur, sondern auch eine „Leseratte“ von Format, was seine riesige Büchersammlung beweist. Das Koeppenhaus ist ein Literatur-Museum geworden.

Krönender Abschluss der Reise in das kulturelle Leben der Oderstadt war der Genuss eines Kammermusikabends im Kammermusiksaal des Neubaus der Stettiner Philharmonie, die sich dort erhebt, wo früher das deutsche Konzerthaus der Stadt stand, dessen im Krieg ausgebrannte

Ruine die Polen abgerissen haben. Auf dem Programmzettel standen Werke von Michail Glinka und Francis Poulenc.

Wenn es der Ostsee-Akademie ernst war, mit diesem Seminar den Anfang einer stetigen Reihe von Begegnungen zwischen deutschen und polnischen Literaten und Literaturinteressierten zu machen, dann ist das durchaus gelungen. Wunsch der Teilnehmer ist es, die Kontakte auf kulturellem Gebiet in der Grenzregion weiter auszubauen.

Hans-Gerd Warmann (KK)

KK-NOTIZBUCH

Mit **Edgar Hilsenrath**, geboren 1926 in Leipzig, wird einer der letzten lebenden Dichter, die vor den Nationalsozialisten geflohen sind, mit dem **Hilde-Domin-Preis** ausgezeichnet. Er überlebte in Rumänien trotz Einweisung ins Getto die Schoa, ging nach dem Krieg nach Palästina, später nach Frankreich und Amerika, ehe er 1975 nach Deutschland zurückkehrte. Hilsenraths Werk, so urteilt die Jury, „hat der Erfahrung von Exil in literarisch einzigartiger, kühner Weise Ausdruck verliehen“.

Den **Preis des Historischen Kollegs**, den angesehensten deutschen Historikerpreis, der alle drei Jahre vergeben wird, erhält der Emeritus der Universität Frankfurt an der Oder, angesehene Osteuropahistoriker und Essayist **Karl Schlögel**. Er wird vornehmlich für sein Buch „Terror und Traum – Moskau 1937“ von 2008

geehrt. Die Jury rühmt auch den öffentlichen Intellektuellen Schlögel, der das Bild Osteuropas zumal in Deutschland eindrücklich geprägt hat.

Das **Stadtmuseum Oldenburg** lädt für den 3. und 4. September gemeinsam mit der **Arbeitsgemeinschaft Vertriebene in der Oldenburgischen Landschaft** zu einer Veranstaltung zum Thema „Operation Schwalbe. **Die organisierte Vertreibung der Deutschen** 1946 bis 1947“ ein. Horst Milde spricht über die politisch-vertraglichen Voraussetzungen der Vertreibung, Dr. Gisela Borchers über die Ereignisse im nördlichen Ostdeutschland und Hans-Wolfgang Pietsch über jene in Schlesien. Am 28. September findet um 19.30 Uhr im Kulturzentrum der Stadt ein Podiumsgespräch über **Oldenburg und Breslau/Wroclaw** statt. (KK)

Um postalische Irrläufer und Lieferausfälle zu vermeiden, bitten wir unsere Abonnenten, die Aktualität ihrer jeweiligen Anschrift auf unseren Sendungen zu überprüfen und uns bei Unstimmigkeiten zu benachrichtigen.

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aesch (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dankbar
für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSDE 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**